

Ordensleuten, die bisher „in großen, geräumigen Häusern gelebt haben“ zuzumuten sei, „diesen Lebensstil aufzugeben“ und so zu leben wie die Bewohner der Ujamaa-Dörfer. Der Pragmatiker Nyerere antwortete auf diese Frage unmißverständlich: „Wenn normale Laien aus kapitalistischen Ländern im sozialistischen Tansania arbeiten können, ohne das Gefühl zu haben, zu sehr Außen-seiter zu sein, dann sollte es für Missionare noch leichter sein, das zu tun.“

Weiter Grauzone?

Trotz einer vergleichsweise moderaten Innenpolitik und der vielseitigen internationalen Kontakte, die Tansania den Ruf einbrachten, daß das Land „gemessen am Stand anderer afrikanischer Staaten in puncto „Menschenrechtslage immer noch befriedigend“ (FAZ, 14. 9. 83) da-

stehe, wird Nyereres Politik doch immer fragwürdiger. Zuletzt geriet er im Herbst vergangenen Jahres ins Kreuzfeuer der internationalen Presse, als er nach der Öffnung der Grenze zu Kenia Dissidenten und Flüchtlinge aus diesem Land über die Grenze zurückschickte – und das, obwohl er noch kurz zuvor den Nansen-Preis des Uno-Hochkommissariates für seinen Einsatz für Flüchtlinge erhalten hatte (vgl. NZZ, 22. 11. 83).

Der größte Teil der Schwierigkeiten, in denen Tansania heute steckt, ist durch teilweise falsche entwicklungspolitische Grundentscheidungen entstanden. Davon, ob Nyerere, der inzwischen seinen Rücktritt angekündigt hat, bereit ist, Korrekturen vorzunehmen, wird es abhängen, ob richtig geleistete Entwicklungshilfe in Zukunft wirksam werden kann. Noch gefällt sich Tansania in der Rolle als „Grauzone“ von Ost und West gleichermaßen umworben zu sein.

Cordelia Seng

Vom süßen Gift der Unfreiheit

Zu Esther Vilars „Die amerikanische Pöpstin“

Angst vor der Freiheit – das ist ihr Thema. Am Beispiel der Beziehungen von Mann und Frau skizzierte Esther Vilar es vor mehr als zehn Jahren („Der dressierte Mann“). Am Beispiel der Religion und in Form eines Theaterstücks illustriert sie es heute: „Die Antrittsrede der amerikanischen Pöpstin“. Was die einen an Esther Vilar schätzen, macht sie in den Augen der anderen unsehr: ihr frecher, pamphletistischer Stil. Und in dem, was die einen ablehnen, erkennen die anderen eine realistische Sicht der Wirklichkeit. Esther Vilar bürstet die Dinge gegen den liebgewonnenen Strich. Man mag ihr vehement widersprechen, ja das von ihr Vertretene für überaus gefährlich, schlicht reaktionär und zynisch halten: Sie bringt Strömungen und Bedürfnisse auf den Punkt, die nicht einfach zu negieren sind. Am *Zürcher Theater am Hechtplatz* erlebte Vilars neuestes Theaterstück seine deutschsprachige Uraufführung – mit einigem Erfolg (Zitate nach der Buchfassung: F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München–Berlin 1982).

„Habemus Papessam“

Aus *nichts als einem Monolog* besteht das Stück, zerhackt von TV-Werbe-Geflimmer à la USA, wie es im Jahre 2014, und in diesem Jahr spielt das Stück, wohl weltweit unumgänglich sein wird. Die da unentwegt monologisiert und immer wieder auch die möglichen Fragen ihrer Zuschauer rhetorisch mitaufnimmt, ist die amerikanische Pöpstin Johanna II., gerade demokratisch zum Oberhaupt der Katholischen Kirche gewählt. Was sie häppchenweise vorträgt, sind Abrisse über den eigenen, auch beruflichen, sprich: priesterlichen Werdegang, über die kirchliche und religiöse Entwicklung seit *Johannes XXIII.* und dem Zweiten Vatikanischen Konzil, über die Stellung

von Mann und Frau in der Kirche und im übrigen über ihr eigenes Glaubensbekenntnis einer Agnostikerin ... Eine Mischung aus persönlicher Standortbestimmung, Thronrede, Rede zur Lage der Kirche und Rudimentärkatechese, eingeleitet und beendet mit den Feststellungen „HABEMUS PAPESSAM“ und „Wir, Johanna II., sind bereit“.

Daß dies trotz allem nicht langweilig wird, dafür sorgt in erster Linie die Vortragskunst von *Maria Becker* vom Zürcher Schauspielhaus. Die Regie von *Leopold Lindtberg* zeichnet sich aus durch Zurückhaltung und Sparsamkeit im Einsatz von Mitteln. Stellen des Stückes, in denen allzu salopp und für den einen oder anderen Zuschauer schockierend über religiöse Inhalte dahergeredet wird, glättete man durch Auslassungen. Die Zuschauer wären sonst nur auf die falsche Fährte gesetzt worden. Denn verunglimpfen möchte Esther Vilar Kirche und Religion durchaus nicht. Immerhin wäre der Zeitpunkt der Aufführung für Mißverständnisse bestens geeignet: Die Schweiz bereitet sich momentan auf den *Besuch von Papst Johannes Paul II.* vor. Und negative Reaktionen seitens der Protestanten auf Pläne der Katholischen Kirche, in traditionell protestantischen Städten wie Genf und Zürich Bischofssitze einzurichten, haben im ökumenischen Klima der Schweiz einige Irritationen hervorgerufen. Und nun dieses Stück ... Das in einem Land, in dem Ökumene schon immer mindestens so viel mit Psychologie wie mit Theologie zu tun hat.

Stimmt Esther Vilar also die Zürcher auf den Papstbesuch ein? Gibt sie dem protestantischen Zürich Nachhilfeunterricht in Sachen Katholizismus? Womöglich dem Papst selbst Geleitschutz gegen seine progressiven Kritiker? Der Zuschauer, der Esther Vilar nur wenig kennt und

dem Titel des Stückes nach eine für das Theater bearbeitete feministische Theologie erwartet hatte, wurde natürlich enttäuscht. Johanna II. beklagt zwar die „jahrhundertlange Bevormundung“ der Frau in der Kirche, fragt sich, warum nicht schon früher eine Frau auf den Stuhl Petri gelangt sei, aber ansonsten interessiert sie diese Frage nicht sonderlich. Die Analyse, die Johanna/Esther Vilar von der Entwicklung der Katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bis zu ihrem Amtsantritt gibt, ähnelt dem Credo derjenigen, die seit Johannes XXIII. nur noch Abfall vom wahren Glauben in der Katholischen Kirche festzustellen meinen: Man habe die Kirche zwar unaufhaltsam demokratisiert, aber leerer sei sie dennoch geworden. Man habe sich zwar für die Armen eingesetzt, aber gläubig seien diese dadurch nicht geworden. Von Ver- und Geboten, von Himmel und Hölle sei keine Rede mehr, farbenprächtige Gewänder, Weihrauch, Latein gäbe es nicht mehr, alles sei erlaubt, man wisse nicht mehr, wo man dran sei. Die Kirche biedere sich dem Zeitgeschmack an. „Mit der Unverständlichkeit verloren wir auch das Geheimnisvolle, mit der Theatralik verloren wir auch die Feierlichkeit, mit der Prachtentfaltung verloren wir auch die Autorität, mit dem Reichtum verloren wir auch die Integrität ...“ Was lange Zeit als verboten galt, habe in den Jahren zuvor Einzug in die Kirche gehalten: Priesterehe, Ehescheidung, Homosexualität, Abtreibung ...

Plädoyer für Restauration

Mit all dem solle nun Schluß sein. Johanna stellt die Zeichen auf *Restauration*. Sich progressiv gebend, hat sie sich bis zum Papstthron vorgearbeitet. Nun legt sie sich die Zeichen früherer primatialer Autorität an und will damit die Richtung der Entwicklung umkehren. Sie streift ein prächtiges Gewand über, setzt sich die Tiara auf und erklärt, von nun an sei der Papst wieder unfehlbar. Die Kirche werde wieder tun, was die Menschen von ihr verlangten, nämlich verbieten und befehlen, bestimmen und erklären. Autorität und Strenge sollen wieder herrschen. Die Zeit einer immer größeren Bescheidenheit der Kirche sei endlich vorbei. Sie selbst werde wohl in den sauren Apfel beißen und wieder in „abgeschiedenen Gärten und weitläufigen Palästen leben müssen“, damit sie den Menschen „stets geheimnisvoll und unerreichbar scheine“.

Richtig erscheint ihr dies, weil die Menschen dies angeblich so *bräuchten*, weil sie nach ihrer Ansicht Autorität und Strenge, klare Verhältnisse und eine Instanz benötigten, der sie ihre Verantwortung zur eigenen Entlastung überantworten könnten. Die Kirche habe „die Sehnsucht nach Regeln und Gesetzen zu befriedigen, nicht die nach Freiheit“. Immer noch besser, die Menschen hielten sich an die Kirche als an irgendwelche Diktatoren, Sekten und sonstige Scharlatane. Gott und Jesus sind ihr wichtig, weil sie sie für nützlich hält. Angst verringern sollen sie, das ist alles. Nur so könne der Mensch mit der Freiheit umgehen, zu der er verurteilt sei. Johanna II. selbst bleibt un-

gläubig, sieht aber die epochale Aufgabe auf sich zukommen, dem Volk, den Massen zu geben, was sie begehren. In Erlöserpose nimmt sie die Verantwortung auf sich, verzichtet auf vieles, damit andere leben können.

Nur zu einem Schritt kommt Johanna nicht, den sie aber tun müßte, wenn sie ihr Vorhaben konsequent zu Ende führen wollte: selbst zurücktreten. Denn in der von ihr angestrebten Kirche wäre für eine Frau selbstverständlich kein Platz mehr auf dem Stuhl Petri. Daß gerade eine Frau die Restauration einleitet, erklärt sich im übrigen weniger aus der Handlung des Stückes als vielmehr aus der Vorstellung, die Esther Vilar vom Verhältnis der Geschlechter hat und mit der sie sich bei Feministinnen schon recht unbeliebt gemacht hat: daß es nämlich die Frau sei, die an Macht, Ausbeutung und Herrschaft interessiert sei, die Gefühlskälte zeige, und nicht der Mann. Vor diesem Hintergrund konnte wohl nur eine Frau den Weg zurück zu Autorität und Strenge beschreiten.

Flucht in die Autorität

Das Interesse Esther Vilars am Katholizismus reicht nicht sehr tief. Die Kirche steht hier als Beispiel für Systeme und Institutionen, die es dem Menschen erlauben, im scheinbar gesicherten Rahmen von klar definierten Autoritäten, Gesetzgebern und Ordnungen seine von ihm gefürchtete Freiheit auszuhalten. Religion wird nicht als Weg verstanden, auf dem Menschen zur Subjektwerdung finden, Selbststand erlangen, den aufrechten Gang lernen, zu selbst verantworteten Gewissensentscheiden kommen. Nicht Selbstbestimmung im Lichte des Glaubens an Gott ist das Ziel, sondern Fremdbestimmung nach autoritärer Manier. Religion muß nach dem Verständnis von Vilar in Unmündigkeit halten, blinde Abhängigkeit von Instanzen schaffen, Moral im Sinne eines mechanischen Ausführens von Befehlen anzielen. Die Autorität der Leiter der Gemeinschaft der Glaubenden begründet sich im Schein monarchistischen Rituals, erdrückender Machtentfaltung, herrscherlicher Distanz.

Das Theaterstück wäre nicht der Rede wert, wenn in ihm nicht Stimmungen getroffen würden, die weiter verbreitet sind, als man vielfach wahrhaben will, und dies durchaus nicht nur im engen Raum traditionalistischer Zirkel. Der Ruf nach der klaren, einfachen Wahrheit ist hiermit verwandt, der Wunsch nach der schnellen, eindeutigen Antwort der amtlich hierzu Beauftragten. Normen sollen leicht anwendbar sein. Nur so wirken sie entlastend und bestätigend. Lieber dezisionistisch aus der Verantwortung springen als sich mühsam zwischen vorgefundener Freiheit und freiwilliger Bindung Entscheidungen abringen – nicht nur die Lage im Bereich der Sekten und esoterischen Gemeinschaften gibt ein beredtes Zeugnis von dieser Einstellung.

Vilars *Religionsbegriff* ist verwandt mit dem von Dostojewskijs Großinquisitor. Religion verkommt hier zum Disziplinierungsinstrument in der Hand einiger Wissender. In den gegenrevolutionären Strömungen des

19. Jahrhunderts gab es solche und ähnliche Positionen zu Genüge: Gott vor allem als entscheidende Legitimation der staatlichen Ordnung. Wer für die Kirche war, mußte nicht unbedingt gläubig sein. Es reichte, sie schlichtweg für gesellschaftlich unentbehrlich zu erachten. Folglich kann Esther Vilar auch wenig mit einer Kirche anfangen, die nach und nach auf Privilegien verzichtet, die bescheidener wird, demütiger auftritt, sich für das Los der Kleinen und Armen verwendet. In ihren Augen gibt die Kirche damit ohne Not nur die eigene Autorität auf. Daß sie an Glaubwürdigkeit zunehmen kann durch ihre größere Nähe zu den Menschen, daß sie ihrem biblischen Auftrag dadurch näher kommt, daß es überhaupt eine Instanz wie die Bibel gibt, die als kritisches Korrektiv der Kirche und denjenigen gegenüber, die an den Gott Israels und Jesu glauben, wirkt, das bleibt bei ihr ausgeblendet.

Vorbereitung auf den Papstbesuch?

Vilar könnte mit diesem Stück Vorstellungen vom Katholizismus, zumal in protestantischer Umgebung, verfestigen helfen, gegen die auch ein konservativ denkender Papst wie Johannes Paul II. in Schutz genommen werden muß. Der Hinweis Vilers im Nachwort, der Text sei „unter dem Eindruck der Reisen von Johannes Paul II. und der weltweiten Diskussion über die Werte des Katholizismus“ entstanden, liest sich wie der Versuch, ihren Freiheitsbegriff als in irgendeiner Weise dem des Katholizismus ähnlich hinzustellen. Daß es ihn in ähnlicher Form, zumal in popularisierender Darstellung, gegeben hat, daß er hier und da noch heute in einigen Köpfen überwintert, kann nicht bestritten werden. Ebenso wenig daß es für jede Religion immer auch eine Versuchung darstellt, sich in solchen Autoritarismus zu flüchten.

Vilar mag die „Festigkeit, mit der der Papst die Grundsätze der heutigen Kirche vertritt“ bewundern, aber ihr Freiheitsbegriff hat dennoch nichts mit der Auffassung von menschlicher Freiheit eines Johannes Paul II. zu tun: „Auch heute, nach 2000 Jahren, erscheint uns Christus als der, der dem Menschen die Freiheit bringt, die auf der Wahrheit begründet ist, als der, der den Menschen befreit von allem, was diese Freiheit in der Seele des Menschen, in seinem Herzen und in seinem Gewissen beschränkt, schmälert und gleichsam von den Ursprüngen selbst trennt“ (Redemptor hominis Nr. 12).

Zugleich aber würde man es sich zu leicht machen, Vilers Pamphlet nur zu kritisieren. Daß es mit einer bloß anpasserischen Liberalität nicht getan ist, daß die faktische Realisierung der Liturgiereform keineswegs über jeden Zweifel erhaben war, das wird man inzwischen auch auf die Gefahr hin sagen können, damit den Falschen Wasser auf ihre Mühlen zu geben. Nur wäre es ungeschichtlich und unbiblisch, hier Restauration zu empfehlen, wie es u. a. Vilar tut. Einem autoritären Religionsverständnis wie dem der Vilar muß jede Haltung der Kirche, aus der mehr Bereitschaft zu Versöhnung, Dienst am Menschen und Demut spricht als Strenge und Rigorismus, als Aufweichung und bloße Anpassung erscheinen. Radikalität im Sinne des Evangeliums, Aushalten des Kreuzes ist jedoch etwas anderes als Rigorismus und Autorität auf Grund von monarchistischem Gepränge.

Bleibt zu hoffen, daß sich die Zürcher noch aus anderen Quellen auf den Besuch des Papstes in der Schweiz vorbereiten als diesem Theaterstück. Es wäre schade, wenn nur diejenigen Bestätigung fänden, die immer schon zu wissen meinen, daß Religion mit Freiheit schlechterdings unvereinbar sei.

Klaus Nientiedt

Kurzinformationen

Zum Ende des Außerordentlichen Heiligen Jahres hat sich Johannes Paul II. mit einem Apostolischen Schreiben an die Ordensleute gewandt. Das am 29. März veröffentlichte Schreiben „Redemptionis Donum“ (vgl. Osservatore Romano, 30. 3. 84) setzt sich nicht mit den gegenwärtigen Veränderungen und Schwierigkeiten im Ordensleben auseinander, sondern bietet eine mit zahlreichen Bibelworten durchsetzte Betrachtung über Berufung, Ordensprofeß und Apostolische Räte. Die Struktur der *Berufung zum Ordensleben* verdeutlicht der Papst anhand der Perikope vom reichen Jüngling. In der Struktur der Berufung werde die Begegnung mit der Liebe Christi ein „ganz personaler Akt.“ Diese Liebe umfasse die ganze Person in ihrem einen und unwiederholbaren Ich. Die *Ordensprofeß* versteht das Schreiben als ein auf der sakramentalen Grundlage der Taufe ruhendes neues „Begrabenwerden im Tod Christi“; diese Weihe sei zugleich Tod und Befreiung. Die Beziehung zwischen Christus und den Ordensleuten wird beschrieben als ein Bund bräutlicher Liebe, als eine „besondere Teilnahme am Kreuzestod des Erlösers“. Die *evangelischen Räte* der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams bildeten in der Ökonomie der Erlösung die radikalsten Mit-

tel, um im Herzen des Menschen die Beziehung zur Welt umzugestalten. So nehmen dem Schreiben zufolge die Ordensleute durch das Gelübde der Keuschheit an der Ökonomie der Offenbarung teil, indem sie freiwillig auf die „zeitlichen Freuden des Ehe- und Familienlebens“ verzichten. Die Kirche sei sich bewußt, daß die Liebe der Ordensleute zu Christus ein „besonderes Gut für das ganze Volk Gottes“ darstelle. Die Ordensleute sollten die nach den Konzil erneuerten Konstitutionen kennenlernen, sie lieben und vor allem großmütig und treuherzig leben, „dessen eingedenk, daß der Gehorsam ein unmißverständlicher Ausdruck der Liebe ist“.

Aus Anlaß der Wahl zum Europäischen Parlament am 17. Juni 1984 verabschiedete die Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft eine Erklärung zum Thema „Wozu Europa?“ Viele Bürger der EG scheine ein *Mangel an Vertrauen in die Zukunft* zu erfassen, heißt es darin. Zu den Ursachen hierfür gehören nach Ansicht der Bischöfe u. a. die Arbeitslosigkeit, die neuen Formen der Armut, die Situation zahlreicher Immigran-